**Zeitschrift:** Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

**Band:** 84 (2001)

**Artikel:** Ur- und Frühgeschichte : eine Disziplin zwischen Boom und Krise

**Autor:** Siegmund, Frank

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-117666

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 84, 2001, 109–118. 

Frank Siegmund

# Ur- und Frühgeschichte – eine Disziplin zwischen Boom und Krise


## Résumé

*La leçon inaugurale de F. Siegmund, Professeur au Séminaire de Préhistoire de l'Université de Bâle, esquisse en préambule l'histoire du Séminaire bâlois, rappelant que l'archéologie est une discipline dont la professionnalisation est récente. Le développement relativement important de la discipline dans les cantons aussi est lié à son image positive auprès du grand public, ce dont l'auteur se réjouit. Son exposé vise à tirer un bilan préliminaire de cette évolution, et à examiner s'il y a lieu de poursuivre dans toutes les voies du développement actuel.*

*F. Siegmund évoque l'évolution des disciplines étroitement liées à l'archéologie, qui tentent de gagner en indépendance, que ce soit dans le domaine de la restauration ou de celui des techniques de fouilles. Il jette un regard critique sur les efforts visant à dépasser les acquis actuels et à élever ces domaines de recherche auxiliaires au rang de disciplines académiques à part entière. En outre, l'auteur met en garde contre un traitement autonome des données acquises par ces recherches parallèles, et contre le caractère unilatéral des interprétations qui en résultent. Ce phénomène évolue de pair avec la tendance – louable en soi – de porter une attention de plus en plus soutenue à la protection du patrimoine archéologique.*

*L'auteur formule ensuite six thèses qu'il soumet à la réflexion des spécialistes dans le but d'influer le cours de certaines évolutions: (1) l'image que se fait le public de l'archéologie est erronée, ce qui porte préjudice à la spécialité; (2) une archéologie axée sur le terrain et sur le marché du travail entraîne des effets secondaires néfastes; (3) nous autres archéologues devrions réévaluer cette tendance et la diversification des spécialités internes à notre discipline; (4) nous devrions par ailleurs réviser les principes éthiques de la spécialité; (5) nous devrions intensifier les contacts avec nos voisins académiques; (6) nous devrions maintenir un contact étroit avec la société des non-spécialistes.*

*Dans son bilan, l'auteur plaide pour une nouvelle ère de l'archéologie: plus de réflexion et d'interprétation, moins d'accumulation de données brutes; des problématiques plus diversifiées et des spécialisations plus interdisciplinaires. Dans l'environnement de notre discipline, des thèmes sont traités qui mériteraient une attention accrue de la part des archéologues. Le dialogue avec d'autres domaines universitaires et avec la société civile devrait être intensifié, afin d'y puiser de nouvelles ressources et orientations, et de mieux développer le potentiel de reconnaissance qui caractérise notre discipline.*


## Vorbemerkung

*Der folgende Text ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Basler Antrittsvorlesung vom 16. Mai 2000. Die Redeform wurde beibehalten, auf Anmerkungen verzichtet, einige der erwähnten Texte sind am Ende nachgewiesen. Ich danke den Kollegen von der SGUF für die Ermunterung, diese zunächst eher an die Studierenden und Kollegen der Basler Fakultät adressierte Rede zu publizieren, und für die freundliche Aufnahme ins Jahrbuch. Der zu Beginn meines zweiten Basler Semesters entstandene Text ist sicherlich noch sehr von deutschen Erfahrungen geprägt, und ich hoffe, manche Spezifika der Schweizer Archäologie bald präziser beurteilen zu können.*

Wer mit dem Ruf ein neues Amt übernimmt, wird am neuen Ort noch einmal sorgfältig anschauen, wohin er berufen wurde. «Kassensturz» könnte das Schlagwort lauten. Nun sind wir als historisch denkende Menschen gewohnt, eine solche Bilanz nicht im kaufmännischen Sinne allein auf das laufende Geschäftsjahr zu konzentrieren, sondern tiefer zurückzuschauen – denn wir haben die Erfahrung gemacht, dass die Kenntnis der Geschichte hilft, das Heutige zu verstehen, und wir sind der Hoffnung, dass uns diese Kenntnis hilft, vernünftiger in die Zukunft hinein zu wirken.

Ein solcher Blick zurück macht bescheiden – was ja häufig ein unmittelbares Resultat historischer Betrachtung ist –, denn ein vergleichbares Wachstum, wie es sich mit meinem Vorgänger Ludwig Berger und seiner Ära in Basel verbindet, wird sich kaum fortführen lassen. Der Beginn der Ur- und Frühgeschichte an der Universität Basel liegt erst zwei Generationen zurück: seit 1932 vertrat hier Rudolf Laur-Belart (1898–1972), damals Assistent am Historischen Museum, nebenamtlich die Ur- und Frühgeschichte. Am 13. Februar 1962 wurde unser Seminar formell gegründet, an das als erster vollamtlicher Ordinarius 1968 Ludwig Berger (habil. 1962 in Basel) berufen wurde – dessen Nachfolge ich nun antreten durfte. Unser zweiter Pfeiler entstand über die Basler Habilitation von Elisabeth Schmid (1912–1994) im Jahre 1951, die hier 1953 ein «Laboratorium für Urgeschichte» gründete. Im Jahre 1972 wurde das Seminar im heutigen Sinne zusammengefügt, erst Anfang 1998 mit der «Archäo-Biologie» unsere dritte Abteilung fest hinzugewonnen.

Wer die bescheidenen Anfänge auch räumlich und finanziell kennt – man rang damals um einen Betriebskredit von 100 Fr. – und sie mit dem Heutigen vergleicht, wird meine Einsicht verstehen: ähnliches Wachstum werde ich nicht beibringen.

Wenn wir uns in der deutschsprachigen Schweiz umschauen, sehen wir bei unseren benachbarten Instituten in Bern und Zürich vergleichbar kurze Biografien: in Bern steht am Beginn im Jahr 1924 die ausserordentliche Professur von Otto Tschumi, erster vollamtlicher Ordinarius wurde 1956 Hans-Georg Bandi, ihm folgte 1985 Werner E. Stöckli. In Zürich verbinden sich die Anfänge mit dem Namen Emil Vogt, der neben seiner hauptamtlichen Tätigkeit am Schweizerischen Landesmuseum ab 1945 zum Extraordinarius ernannt wurde; die erste vollamtliche Professur erhielt 1976 die im September 2000 emeritierte Lehrstuhlinhaberin Margarita Primas.

Auch im benachbarten Deutschland ist das Fach «Ur- und Frühgeschichte» an den Universitäten recht jung. Vor 1933 hatten sich in Deutschland nur wenige Institute etabliert (je nach Betrachtungsweise: Marburg, Berlin?, Köln, Göttingen?), heute verzeichnen wir dort 28 Institute mit etwa 50 vollamtlichen Professuren und 1700 Studierenden. Das gesamte Fach ist universitär letztlich binnen zweier oder dreier Generationen aufgebaut worden. Dass die Gründungswelle der Universitätsinstitute in Deutschland vor allem in die Zeit des Nationalsozialismus fällt, wird dort stets Mahnung bleiben. Der unlängst verstorbene Göttinger Historiker Hartmut Boockmann bezeichnete die Ur- und Frühgeschichte sogar als «Modefach des Nationalsozialismus». Nicht anders als in der Volkskunde und in der Anthropologie hat diese Fachgeschichte Nachwirkungen bis heute.

Die Jugend der Ur- und Frühgeschichte spiegelt sich auch in unserem Namens-Wirrwar wieder: Was Laien heute schlicht «Archäologie» nennen, heisst bei uns «Vorgeschichte», «Ur- und Frühgeschichte», «Vor- und Frühgeschichte», «Prähistorische Archäologie» plus der Spezialgebiete «Provinzialrömische Archäologie» und «Archäologie des Mittelalters» – eine historisch gewachsene Begriffs-Vielfalt, die im Zeitalter der Markenpflege und *corporate identity* merkwürdig anachronistisch dasteht. Ich hoffe sehr, dass die zuletzt von Hermann Ament und Jürgen Hoika angeschobene Diskussion darüber Früchte trägt und allmählich zu einer klareren und einheitlicheren Selbstbenennung führt.

Nun ist die Ur- und Frühgeschichte nicht an den Universitäten entstanden, sondern zunächst an Museen. In einem interessanten, wissenschaftsgeschichtlich keineswegs hinreichend aufgearbeiteten Prozess entstehen aus privater Initiative in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Vereine und Sammlungen, die den Beginn heute wichtiger prähistorischer Museen darstellen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren es gerade diese Museen und ihre Archäologen, die dem Fach wesentliche Impulse verliehen haben.

Heute hingegen ist die weit überwiegende Mehrheit der Kollegen in den Kantonsarchäologien bzw. der Bodendenkmalpflege beschäftigt. Wie sieht es dort aus? Von den 26 Kantonen bzw. Halbkantonen der Schweiz haben heute 19 eine vollamtliche und mit entsprechendem Fachpersonal besetzte Kantonsarchäologie. Soweit ich sehe, sind diese Ämter alle in den letzten 40 Jahren entstanden. In die erste vollamtliche Stelle eines Kantonsarchäologen konnte Anfang 1962 Ludwig Berger in Basel eintreten, offenbar noch im gleichen Jahr wurde eine hauptamtliche Kantonsarchäologie in Zürich eingerichtet.

Auch die Gesetzgebung spiegelt diese Professionalisierung wieder: Das Schweizerische Zivilgesetzbuch von 1907 bestimmt im 1912 in Kraft getretenen Artikel 724, dass «Altertümer von erheblichem wissenschaftlichem Wert» dem jeweiligen Kanton gehören und ihre Entdeckung anzeigepflichtig ist. Eine frühe und recht moderne Regelung, die die Besitzverhältnisse eindeutig festlegt und seitdem Arbeitsgrundlage vieler neben- und ehrenamtlich Beauftragter war – bereits der seinerzeit Ausgrabungen durchführenden «Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte». Doch seit den 1960er-Jahren haben die Kantone die Dinge detaillierter regeln wollen und entsprechende kantonale Gesetze erlassen. Wiederum zeigt ein Blick nach Norden, dass dies kein Schweizer Spezifikum ist. Zwar gab es in Deutschland – meist ausgehend von Museen – auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine regionale Archäologie, die im «Preussischen Ausgrabungsgesetz» von 1914 auch eine klare Gesetzesgrundlage erhielt, aber die Masse der heute wesentlichen Gesetze ist von den deutschen Bundesländern Mitte der 1970er- bis 1980er-Jahre erlassen worden – und parallel dazu erfolgte zumeist ein Auf- bzw. kräftiger Ausbau der mit der Archäologie betrauten Landesämter.

Archäologische Forschungen, die eine Region oder eine Epoche bilanzieren, spiegeln diese Entwicklung des Faches nicht zuletzt in ihren Fundstatistiken eindrucksvoll wieder: spezielle Ausnahmen einmal vernachlässigt, wurden etwa zwei Drittel der heute verfügbaren archäologischen Quellen erst in den letzten vierzig Jahren ergraben. Das quantitative Wachstum des Faches in den vergangenen siebzig Jahren ist beachtlich und für eine Geisteswissenschaft, gerade angesichts der aktuellen Neigung unserer Gesellschaft zum ökonomisch Nützlichen, sehr ungewöhnlich.

Mit diesem kräftigen quantitativen Zuwachs an Quellen und Archäologen gingen auch qualitative Entwicklungssprünge der Methoden einher: zwar gehen grundlegende Methoden-Reflektionen auf das Ende des 19. und

den Beginn des 20. Jahrhunderts zurück, doch viel für uns heute wichtiges Rüstzeug ist erst unlängst hinzugewonnen worden: Exemplarisch nenne ich die Radiokarbondatierung und die Dendrochronologie, die für viele Epochen das Fundament unserer Zeitvorstellungen liefern. Zwar liegen beide Anfänge länger zurück, aber ihr systematischer Einsatz im heutigen Sinne erwuchs erst in den 1970er-Jahren.

Dies insgesamt mag jungen Studierenden und benachbarten Fächern erklären, weshalb Lehrbücher und anerkannte Handbücher in unserem Fach so selten sind: Ältere aktive Forscher sind noch ganz geprägt von dieser persönlich erfahrenen Fachgeschichte, in der hart erarbeitetes Wissen allzu rasch von neuen Funden und neuen Datierungen überholt wurde – länger gültige Forschungsbilanzen somit kaum möglich erschienen.

Hier hat ein Wandel eingesetzt: Es wächst Konsens darüber, solche lange vermissten seriösen Bilanzen wieder zu ziehen, da es inzwischen von der Sache her möglich scheint und im Sinne einer Glaubwürdigkeit nach aussen auch nötig ist. Nach den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte müssten sie versuchen, gerade nach aussen hin sorgfältig die stabileren, gesicherteren Ergebnisse von jenen Zwischenresultaten zu unterschieden, die durch weiteren Fundzuwachs wieder rasch relativiert werden könnten. Aus deutscher Sicht darf ich kommentieren: Schon die von der SGUF 1968–1979 in sechs Bänden herausgegebene Übersicht über die «Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz» war eine auch in Deutschland gerne benutzte Synthese über alle Epochen. Die nun nach 25 Jahren erneut unternommene Bilanz «Die Schweiz vom Paläolithikum zum frühen Mittelalter» ist ein spannendes und weitgehend gelungenes Unternehmen, das der deutschen Archäologie fehlt.

Der beschriebene, rasche institutionelle Ausbau des Faches führt zu einem hohen Bedarf an gut ausgebildeten Fachkräften. So überrascht es nicht, dass fertige Ur- und Frühgeschichtler seltener arbeitslos sind als viele andere Geisteswissenschaftler und vor allem häufiger auch fachintern Arbeit finden. In einem insgesamt günstigen Arbeitsmarkt wie in der Schweiz ist dies weniger kenntlich als in angespannten Märkten mit deutlich höherer Gesamtarbeitslosigkeit wie etwa in Deutschland, wo dieser für die Ur- und Frühgeschichte positive Kontrast erheblich deutlicher ablesbar ist. Dies ist keine Garantie für jeden – aber insgesamt für junge Studierende unseres Faches doch eine positive Perspektive.

Bei dieser Rückschau habe ich mich zunächst auf die universitäre und staatliche Archäologie konzentriert, weil sie klarer greifbar ist. Doch wesentlicher Teil der Erfolgsgeschichte meines Faches ist seine starke öffentliche Wahrnehmung: Der Archäologe «Indiana Jones» ist Held mehrerer sehr erfolgreicher Hollywood-Spielfilme, die virtuelle Archäologin «Lara Croft» die Heldin einer erfolgreichen Serie von Computerspielen. Das deutsche Fernsehpublikum kennt speziell auf Archäologie hin orientierte Senderreihen wie etwa «Terra-X», «C-14», «Schliemann's Erben»; sie haben gute Sendeplätze und hohe Einschaltquoten. In den Museen beobachten wir einen nicht abreissenden Boom von grossen Ausstellungen, die ausserordentlich hohe Besucherzahlen auf sich ziehen können. In einer eher auf wirtschaftlichen Nutzen denn historische Reflektion hin orientierten Welt ist die öffentliche Wahrnehmung der Archäologie überraschend intensiv.

Doch diese Idylle eines boomenden Faches ist in merkwürdiger Weise gebrochen. So muss es jeden Archäologen irritieren, wenn aktuell und in zunehmendem Masse Museen mit bedeutenden prähistorischen Sammlungen von fachfremden Direktoren geleitet werden, die nun andere Schwerpunkte setzen. Um mich nicht in lokalen Fettnäpfchen wiederzufinden, klammere ich hier die Frage, ob die museale Betreuung meiner Disziplin hier in Basel überzeugend verortet und gelöst ist, bewusst aus. Denn das hiesige Geschehen steht nicht isoliert: Exemplarisch nenne ich aus meiner Heimat das Rheinische Landesmuseum Bonn, dessen Anfänge als prähistorische Sammlung auf die 1820er-Jahre zurückgehen und das seitdem eine Leitfunktion innehat und als zentrales Archiv für die rheinischen Funde dient. Nach einer langen Kette zu Recht gerühmter, prähistorisch und provinzialrömisch orientierter Direktoren steht es nun unter fachfremder Leitung. In Schleswig ist es das Archäologische Landesmuseum Schloss Gottorf, dessen Schicksal aktuell in ganz ähnlichen Bahnen verläuft: 1835 gegründet, zentrales archäologisches Museum und zentrales Fund-Archiv für ein ganzes Bundesland, erhielt es soeben in einer Umstrukturierung einen fachfremden Direktor. In allen Fällen ist das Experiment jung, die Zeit für ein abschliessendes Urteil noch nicht reif. Doch unsere Unruhe ist sicherlich verständlich. Lassen Sie mich das Geschehen platt in den Bereich des Wirtschaftslebens transformieren: Konzern A übernimmt von Konzern B – natürlich nur zu dessen Wohle – kurzerhand Marketing, Vertrieb und Kundenbetreuung, nur die Produktion bleibt noch beim Konzern B. Um wieder in den Begriffen der Ur- und Frühgeschichte zu sprechen: Ein angemessenes und öffentlichkeitswirksames Schaufenster für unsere Arbeit droht uns verloren zu gehen, und nach innen hin sind wir nicht mehr Herr über unsere eigenen Magazine und Archive. In den heranbrechenden Zeiten des *«new public management»*, das auch staatliche Einrichtungen miteinander in Konkurrenzverhältnisse bringen und quasi ökonomisch steuern will, müssen wir daran interessiert sein, die Archäologie als eigenständig handlungsfähige Einheit zu erhalten und zu profilieren, was in unglücklichen Verquickungen mit musealen Sammlungen ganz

anderer Interessen oder mit der Baudenkmalpflege immer schwierig sein wird.

Es wäre angenehm einfach, wenn wir Archäologen uns nun, mit etwas Selbstmitleid, in diese angedeutete simple Polarisierung zurückziehen könnten: hier die guten Archäologen als verkannte Helden, und dort böse Nachbarn, die uns irgendwie übervorteilen. Denn: Auch dort, wo die vermeintlich «bösen Nachbarn» nicht stören, deuten sich Entwicklungen an, die ich unter dem Schlagwort «Hoheitsverlust über die Quellen» subsumieren möchte.

Lassen Sie mich diesen Aspekt mit einer Marginalie einleiten: Als Archäologe bin ich es gewohnt, häufig direkt von den Quellen her zu arbeiten, und weiss ich, wie wichtig die Autopsie sein kann. Da werde ich von Kollegen beim Besuch ihrer Einrichtung stolz durch die in der Tat eindrucksvollen Restaurierungswerkstätten geführt, schaue mir die schönen Funde an ..., bis ein Restaurator energisch einschreitet und mir klar macht, ob ich überhaupt und was ich wie anfassen darf. – Nun, lange hat mein Fach darum gekämpft, dass an die Stelle angelernter Handwerker endlich speziell ausgebildetes Fachpersonal für die sachgerechte Restauration archäologischer Funde tritt. Wir alle betrachten es als grossen Gewinn und Erfolg, dies heute erreicht zu haben. Doch werden die neuen Spezialisten demnächst Archäologen den Zugang zu den Quellen einschränken?

Ähnlich steht es um das Ausgrabungswesen: Nach zähem Ringen ist es uns erst vor knapp zwei Jahrzehnten gelungen, ein geordnetes Berufsbild «Ausgrabungstechniker» zu schaffen, also eine geregelte Ausbildung im Grabungswesen mit staatlich anerkanntem Abschluss. Rasch sind diese neuen, gut gebildeten Praktiker eine wichtige Stütze im Grabungsalltag geworden. Aus ihrer Kompetenz und Erfahrung könnte indes ein verstärkter Wunsch in Richtung auf die Wissenschaftler – die Theoretiker eben – entstehen, das Ausgraben doch bitte einem Fachmann zu überlassen, einem gelernten Ausgräber eben. Die Fachleute unter Ihnen haben längst erkannt, was ich gerade mit dem Argument des Menschlich – Allzumenschlichen kommentiere: die Frage, ob es wirklich klug ist, hier noch einen Schritt weiter zu gehen, und über das jetzt Erreichte hinaus auch studierte Experten für die Restaurierung und das Grabungswesen zu wünschen, wie es unlängst mein Berner Kollege mit seiner Forderung nach einer selbstständigen Schweizer «Professur für Ausgrabungswissenschaft» getan hat. Selbstverständlich teile ich den hinter seiner Forderung stehenden Eindruck, dass es an theoretischem Nachdenken über solche Themen mangelt. Ich bin jedoch der Meinung, dass wir diese Dinge unbedingt weiterhin als integrierten Teil unseres Faches, unseres Universitätsstudiums und unserer Forschungsvorhaben behandeln sollten, denn ich fürchte, dass eine Verselbständigung im Ergebnis zu diplomierten und promovierten Experten ohne Rückbindung in die archäologische Fachwissenschaft führen würde, die uns – dann tatsächlich Theoretikern – bald die Hoheit über unsere Quellen entreissen könnten. Das wissenschaftliche Erforschen der Geschichte und die Entwicklung unserer Fragestellungen stehen in einem engen Zusammenhang mit unseren Techniken der Quellengewinnung und -bewahrung, sie dürfen nicht voneinander isoliert werden.

Auf einem zentralen Feld unseres Faches sind wir längst mit einem solchen Problem konfrontiert, der Frage: Was graben wir eigentlich? In langem Bemühen haben wir, nahezu europaweit, eine professionelle Bodendenkmalpflege gewonnen und der Öffentlichkeit die notwendigen gesetzlichen Grundlagen abgetrotzt. Und nun begegnen wir vielerorts einem Denkmalschutz, der Ausgrabungen nur dort und dann zulassen möchte, wo Baumassnahmen das Archiv im Boden zu zerstören drohen. Statt nach historischen Fragestellungen problemorientiert das zu ergraben, was uns wichtig erscheint, führen wir in weiten Teilen Europas völlig aussengesteuert «Verursachergrabungen» durch. Je konsequenter dies gehandhabt wird, desto häufiger finden wir das stets Gleiche, und desto deutlicher verschiebt sich der Fundanfall in Richtung auf das sogenannte Mittelalter, realiter auf neuzeitliche Funde aus unseren Städten, einfach, weil dort die meisten und augenfälligsten Bodeneingriffe erfolgen. Nicht, dass das Mittelalter gänzlich uninteressant wäre, aber es ist auch nicht das einzige Interessensfeld der Archäologie. Diese in Deutschland weit fortgeschrittene Entwicklung steht der schweizer Archäologie noch bevor; denn derzeit sorgt der hier noch andauernde, archäologisch beispielhaft gut betreute Nationalstrassenbau (Autobahnbau), der ja meist ausserhalb unserer Städte eingreift, für einen ausgewogeneren Fundanfall.

Insgesamt scheinen mir nach raschem Aufbau bei beachtlich positiver öffentlicher Wahrnehmung mancherlei Schieflagen und Probleme entstanden zu sein, die das Fach in die Defensive geraten lassen. Woran liegt das? Lassen Sie mich versuchen, einige Thesen für mögliche Gründe zu formulieren.

## These 1: Das öffentliche Bild von Archäologie ist – zum Schaden des Faches – falsch

Archäologie in den erfolgreichen Fernseh-Magazinen in Deutschland wird meist mit spezifischen Kontexten assoziiert: Ausland, Exotik, extreme Bedingungen wie Wüste oder Hochgebirge, Abenteuer im Helicopter und im vierradgetriebenen Off-Roader – der Archäologe als der Held mit LapTop und GPS zwischen den Naturgewalten. Der Schritt zu «Indiana Jones» als «Jäger des

verlorenen Schatzes» ist klein, die Bildästhetik oft nah an Werbespots für Zigaretten mit dem «Duft von Freiheit und Abenteuer». Schöne Bilder, fürwahr, aber solch' windigen Abenteurern in stets schmutzigen Stiefeln vertraut man wohl besser keine Kulturgüter an.

Aus eigener Sicht würde ich formulieren: Ein gut ausgebildeter Archäologe verfügt über ein interessantes Bündel an komplexen Fähigkeiten: Abseits seines Fachwissens hat er gelernt zu recherchieren, sich rasch in fremde Sachverhalte einzuarbeiten und diese zielorientiert darzustellen, er kann Geschichte und Geschichten erzählen. Er arbeitet am Computer nicht nur textverarbeitend, sondern in der Regel auch grafisch, mit Datenbanken und statistischen Analysen, das Wort «Geografisches Informationssystem» ist ihm geläufig. In einer Disziplin, die wie kaum eine andere Geisteswissenschaft sich intensiv mit der Natur auseinandersetzt, hat er gelernt, an historischen Fragestellungen geistes- wie naturwissenschaftliche Methoden zu integrieren. An Funden wie auf Grabungen hat er gelernt, vielerlei technische Probleme zu lösen; er kann vermessen, zeichnen und fotografieren. Gruppenarbeit, Exkursionen, vor allem aber Ausgrabungen gehen einher mit dem Erwerb von Sozialkompetenzen und Führungserfahrung. Wer Grabungen organisiert, versteht es, selbständig mit begrenzten Budgets grösstmöglichen Ertrag zu erwirtschaften, selbst unter schwierigen äusseren Bedingungen Mitarbeiter zu motivieren, und mit Menschen unterschiedlichster Interessen wie Landwirten oder Bauunternehmern geschickt zu verhandeln. Kurz: Er ist nicht der weltfremd einsame Abenteurer im Camel-Marlborough-Land, sondern ein seriös ausgebildetes, belastbares und universell einsetzbares Talent mit vielen praktischen Fähigkeiten. Dies müssen wir gemeinsam besser nach aussen vermitteln.

Wir müssen aber auch Sorge dafür tragen, dass die Frage «Was kann Archäologie?» seriös in die Öffentlichkeit vermittelt wird. Worauf ziele ich hier? Abseits des skizzierten Bildes von Archäologie als Abenteuer spüre ich derzeit eine starke Neigung im eigenen Fach, Archäologie in ihrer öffentlichen Präsentation als Sache für Kinder zu inszenieren. Archäologische Funde in Museen gelten als nicht selbsterklärend, sondern schwierig, abstrakt und daher als erklärungs- und vermittlungsbedürftig. «Museumspädagogik» ist daher in den vergangenen Jahren ein Schlagwort geworden, das wir selbst für wichtig halten und das zugleich von aussen an uns herangetragen wird. Dabei können wir an vielen Häusern eine starke Neigung beobachten, vor allem an Kinder und Schulklassen zu adressieren. Dies ist gut begründet: Kinder und Schulen sind uns ein wichtiges Publikum, und der messbare Erfolg vieler unserer Museumspädagogen unterstreicht den Sinn ihres Tuns. Wenn aber Archäologie in der öffentlichen Wahrnehmung ausschliesslich zum «Kinderkram» gerät, verbunden mit netten Spielen für verregnete Schulferien wie Matschen mit Ton, Bogenschiessen, Getreidemahlen und «wir verkleiden uns als Römer», erzeugen wir eine inhaltlich falsche und taktisch unkluge Positionierung unseres Faches. Ich erinnere an die oft zitierte Dichotomie von «E-Musik» und «U-Musik». Kunstmuseen, Museen für Klassische Archäologie etc. stünden dann bald für das Erwachsene, die Kultur, und wir, die heimischen Archäologen, für den Kinderkram. Wir sollten über diese Gefahr nachdenken, bevor solch' schiefe Bilder sich subkutan in der öffentlichen Wahrnehmung verfestigen.

## These 2: «Praxisnähe» und der Erfolg am Arbeitsmarkt haben überraschende Nebenwirkungen

Wie auch an anderen Orten, wird die Ur- und Frühgeschichte in Basel sehr praxisnah vermittelt. Dies tun wir Dozenten bewusst und aktiv, doch selbst ohne unser akademisches Zutun würde schon das schmale Budget der Studierenden dafür sorgen: Die Kantonsarchäologien greifen in vielfältiger Weise auf Studenten als Mitarbeiter zurück. So kommen Studierende frühzeitig handfest in ernsten Kontakt mit der Berufspraxis. In Basel fördert unsere enge Nachbarschaft im gemeinsamen Haus dies auf willkommenste Weise.

Der Arbeitsmarkt für unsere Absolventen ist nicht optimal, im Vergleich der Geisteswissenschaften untereinander jedoch gut. Dieser erfreuliche Befund hat Konsequenzen: Wer realistische Chancen sieht, im geliebten Fach später tatsächlich Arbeit zu finden, wird sich darum auch bemühen, d.h. sich schon im Studium und im Examen entsprechend optimieren. Früh wird der Kontakt zu Kantonsarchäologen gesucht – und damit zu einem künftigen Arbeitgeber –, bei der Wahl der Examensthemen werden Themen «aus der Praxis» bevorzugt, möglichst schon aus dem Kanton, in dem man sich seine künftige erste Arbeit erhofft. Daraus resultiert eine deutliche Präferenz von kantonsorientierten Themen mit konkretem Material- oder Grabungsbezug. Für mich kann ich zudem betonen: Solche Themen zu vergeben, ist mir lieb. Sie führen exemplarisch an Probleme heran, die die spätere Praxis stellt: Umgang mit Grabungsunterlagen und Funden, Verfassen von Grabungsberichten und Dokumentationen, Einordnen der gewonnenen Quellen in die Raster des Faches. Jeder, der einmal eine Grabung ausgewertet hat, wird demnächst auf eigenen Grabungen manches besser machen oder zumindest bewusster tun. Wer solche Erfahrungen in der Examensarbeit gesammelt hat, den entlasse ich guten Gewissens in den Beruf.

Doch indem ich dies schildere, werden die Nebenwirkungen greifbar: Nach dem Lizentiat winkt den Absolventen die erste bezahlte Stelle, und eine Promotion

scheint weder notwendig noch wirklich karrierefördernd. Und – so sind die Gesetze des Marktes nun einmal – es sind nicht die Schlechtesten, die als Erste den Weg in die Kantonsarchäologie finden. Wirkung: viele kleine Studien mit engem Regionalbezug, wenig grosse Studien. Bestimmte Themenstellungen geraten hintan: museums- und vermittlungsbezogene Themen, umfassendere Durchdringungen grösserer Fragestellungen, weiträumige Studien, abstraktere Themen mit geringerem Materialbezug, problemorientierte Studien. Der Erfolg des Faches und seine innere Logik fördern die Detailarbeit, stellen indes jene Themen zurück, die geeignet wären, auch nach aussen hin unsere historischen Ergebnisse und damit letztlich den Sinn unseres Tuns deutlicher zu machen. Und nicht zuletzt: Wenn dann wirklich einmal eine hochrangige Position ausgeschrieben wird, die dann eben doch eine Promotion erfordert, steht oft kein heimischer Nachwuchs zur Verfügung. Kurz: Der zum Greifen nahe Erfolg auf dem Arbeitsmarkt – möge er uns lange erhalten bleiben! – hat problematische Nebenwirkungen.

Was tun? Bewährte, erfolgreiche Pfade gänzlich zu verlassen, wäre sicherlich falsch. So bleibt nach aussen hin die Erkenntnis, dass in der Schweiz eine konkurrenzfähige Nachwuchsförderung fehlt. Nach innen hin scheint es mir indes notwendig, neben den bisherigen Themen und Berufszielen zusätzlich auch andere wissenschaftliche Fragestellungen und Berufsbilder zu fördern.

Dass sich jedoch nicht alles an der Frage der Promotion entscheidet, lässt sich am Versuchsfeld Deutschland gut beobachten. Anders als hier in der Schweiz hält dort ein angespannter Arbeitsmarkt die Notwendigkeit zur Promotion aufrecht; nur mit dem Doktorhut sind letztlich die knappen Stellen zu erreichen. Doch auch unter diesen Bedingungen finden wir die oben geschilderten Tendenzen wieder: eine starke Neigung zu sehr regional- und materialbezogenen, hoch spezialisierten Themen. Zur Erläuterung wage summierend die nächste These.

## These 3: Wir Archäologen sollten die fachinterne Diversifikation überdenken

Mit dem Boom der Ur- und Frühgeschichte ab den 1960er-Jahren geht eine ganz neue Dimension der Ausgrabungen einher. Neben entsprechenden Grossprojekten der Bodendenkmalpflege wurden in Deutschland in staatlicher Forschungsförderung sehr grosse Forschungsgrabungen möglich, etwas, was im Übrigen seit etwa anderthalb Jahrzehnten so gut wie abgerissen ist. Bei allen Unterschieden im Detail haben sie einige vergleichbare Züge entwickelt, die ich mit Schlagworten «Hierarchisierung» und «Spezialisierung» belegen möchte.

Die grossen Grabungen erfordern Arbeitsteilung, und mit ihr ging – in Deutschland – eine im Bereich der Geisteswissenschaften ungewöhnliche Hierarchisierung der Forschung einher. Geldbeschaffung wie primäres Vermarkten der Ergebnisse – beides hängt ja eng zusammen – wurden Chefsache, und sogar unterhalb dieser Ebene lässt sich eine sorgsame Abstufung und Zuteilung der Einzelthemen beobachten. «Die Fibeln», «die bemalte Drehscheibenware» oder «der Keltenfürst von XYZ» etc. sind eben etwas Besseres als die «unverzierte Grobkeramik»... Sicherlich neige ich auch hier dazu, die Dinge etwas übertrieben darzustellen, um die subkutanen Strukturen besser sichtbar zu machen. Mir scheint indes, dass an manchem Grossprojekt eine sorgsame Abstufung der wissenschaftlichen Aufgaben in «Chefsachen», «Kariere-Sprungbretter» und «Feld für nützliche Zuarbeiter» deutlich ablesbar ist. Selbstverständlich lässt sich von aussen schadenfroh konstatieren, dass solche Planung nicht immer aufgeht. Manches strukturell so angelegte «kleine Mäuschen» hat mit Intelligenz und Fleiss aus einer vermeintlichen Nebensache den Weg in den Kern der wissenschaftlichen Ereignisse gefunden, auf allzuviele «abschliessende Gesamtauswertungen» – zweifelsohne Chefsache – warten wir noch heute. Abseits der wenig hinterfragten Zuteilung von Lebenschancen stört mich daran die Hierarchisierung wissenschaftlichen Denkens: Die Einen stellen die grossen Fragen, zugleich sind ihnen die grossen Antworten, die Synthesen vorbehalten, und am unteren Ende der Zuteilungen ist fleissige Sacharbeit erwünscht, möglichst eng in den vorgedachten Bahnen. Es ist naheliegend, dass solche Strukturen der eigentlichen Idee von Universität: Bildung junger, selbständiger Wissenschaftler, die auch bei der notwendigen akribischen Detailarbeit nie das grosse Ganze aus dem Blickfeld verlieren, nicht gerade förderlich ist. Da wir oft aus grossen Grabungen viel lernen, kann die Folgerung nicht sein, grosse arbeitsteilige Projekte zu vermeiden. Es müsste indes gelingen, die Teilthemen so zu schneiden, dass alle Beteiligten an Interessantem arbeiten.

Ganz gleich, ob man diese Schilderung für manch' deutsches Projekt akzeptieren mag, breiter Konsens wird darin herrschen, dass mit den grossen Projekten ein Zwang zur Spezialisierung einherging. Die grossen Grabungen waren und sind nicht mehr als Ganze zu bewältigen, sondern waren in vielerlei Detailstudien zu zerlegen. So geht mit ihnen eine Tendenz zur Spezialisierung im Fach einher – von der ich viel gelernt habe! Es ist bemerkenswert, wie etwa Fundgattungen, die man ehedem rasch aus der Hand zu legen pflegte, heute als wesentliche Erkenntnismittel in Wert gesetzt sind. Mir scheint jedoch, dass darüber die Kraft zur Synthese etwas ins Hintertreffen gerät.

Soweit könnte man die geschilderten Probleme unserer Arbeitsteilung als sehr individuell und als fachintern

abtun – immerhin wären sie geeignet, Aussenstehenden die manchmal doch arg speziellen Themenstellungen zu erklären. Doch ich möchte etwas grundsätzlicher fragen: Sind die dabei üblichen Spezialisierungen auch die Richtigen? In der Regel erzeugen wir material- und/oder epochenbezogene Spezialisten, die zweifelsohne oft gebraucht werden. Die Arbeitswelt jedoch fragt eher nach Funktionen: Experten für Ausgrabungswesen und Denkmalschutz, oder nach Vermittlern, also Museumsfachleuten. Oder, wenn man den Bedarf der Arbeitswelt hintanstellt und sich an Inhalten orientiert, dann wäre zu fragen nach der besonderen Ergebniskompetenz der Ur- und Frühgeschichte im Konzert der historischen Wissenschaften. Hier liegt unsere Stärke m.E. nicht darin, dass wir bestimmte einzelne Situationen besonders intensiv studieren, sondern vielmehr darin, dass wir die Geschichte einfacher Gesellschaften in besonderer Zeittiefe verfolgen und sie ob unseres grossräumigen Ansatzes vergleichend betrachten können. Die derzeit im Fach gängige Spezialisierung läuft jedoch diesem besonderen Aussagepotential unserer Wissenschaft entgegen.

Was ist die Konsequenz? Man sollte das Kind nicht mit dem Bade ausschütten: Wir werden weiterhin unbedingt auch die akribischen Detailstudien brauchen und Fachleute etwa für bestimmte, spezielle Fundgattungen. In der Ausbildung jedoch möchten wir in Basel sanft umsteuern, und unsere neue Studienordnung spiegelt dies wieder: Bis zum Lizenziat eher Generalistisch ein integrierter Gesamtüberblick samt Erwerb der Methodenkompetenz und erst danach eine Spezialisierung. Und hierhin gehört dann mehr Offenheit auch für ganz andere Themenstellungen und Spezialisierungen, also abseits des Üblichen und weiterhin Notwendigen mehr diachrone und vergleichende Betrachtungen, und auch wissenschaftliche Arbeiten über Fragen der Bodenforschung oder zu Museumsthemen. Der eingangs unternommene Rückblick in die Pionierzeit des Faches hat nicht zuletzt daran erinnert, dass der Aufbau und ein erster Boom auf Persönlichkeiten zurückgehen, die eher Generalisten waren und deren Berufsleben und damit Erfahrungsschatz sich nicht allein auf eine der heute üblichen Sparten – Museum, Kantonsarchäologie, Universität – beschränkte.

Wer solche Gedanken teilt, wird rasch bemerken, dass sie nicht allein auf die Modifikation einer Studienordnung begrenzt bleiben müssten: Verschiedene Gruppen von Schweizer Archäologen treffen sich jährlich zu anregenden Tagungen, die der wissenschaftlichen Kommunikation und der Diskussion neuer, noch unpublizierter Forschungsergebnisse dienen. Hier hat jede Epoche für sich eine «Arbeitsgemeinschaft» formiert, die sich abseits der anderen Arbeitsgemeinschaften trifft. Wäre es nicht denkbar und dem besonderen Anliegen unseres Faches angemessener, dass sich alle Arbeitsgemeinschaften einmal im Jahr – beispielsweise unter dem Dach der SGUF – gemeinsam träfen, um diesem Rückzug in die Zeitnischen entgegenzuwirken?

Unvermittelt komme ich zur

## These 4: Wir Archäologen müssen unser Berufsethos überdenken

Die Hinterlassenschaften vergangener Kulturen im Archiv unseres Bodens sind uns kostbar. Im Interessenkonflikt, die gerade hinter uns liegende Ausgrabung wissenschaftlich auszuwerten und zu publizieren oder einer gerade anlaufenden Zerstörung weiterer Stätten durch eine Rettungsgrabung zuvorzukommen, haben wir Prähistoriker uns nahezu stets für das Letztere entschieden. In vielen Gesetzen sind wir sogar zu dieser Prioritätensetzung verpflichtet. Zweifellos eine entsagungsvolle, heldenhafte Haltung, denn jeder Archäologe würde sicherlich gerne auswerten; aber angesichts des drohenden Verlustes einmaliger Zeugnisse der Menschheitsgeschichte hat die Sicherung für künftige Generationen Priorität.

Im Ergebnis ersticken wir an den Folgen. Die schweizer Situation überschaue ich noch zu wenig und klammere sie deshalb hier ausdrücklich aus. In Deutschland sehen wir manche Bundesländer schlicht scheitern an der Masse dessen, was nun zu tun wäre, das Problem wird ignoriert. In anderen Bundesländern hat sich eine Bodendenkmalpflege inzwischen so geschickt organisiert, dass ein nahezu industrieller Abbau archäologischer Fundstellen das Problem erfolgreich in die Archive und Magazine entsorgt. Das schafft gutes Gewissen. Und in den Archiven ruhen sie dann. Immerhin wird manches auch publiziert, denn erst die Vervielfältigung im Druck gilt uns wirklich als Sicherung und macht die Quellen der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich. So berechtigt dieser Ansatz sein mag – ich selbst habe ihm gedient – er führt vor allem zu rein fachimmanent rezipierten Dokumentationen. So findet de fakto viel Archäologie statt, ohne dass die Öffentlichkeit wie die benachbarten Wissenschaften etwas davon sehen. Wie lange mag das noch gut gehen? In Deutschland hat die Bundestagspräsidentin, die «Grüne» Antje Vollmer, öffentlich zur einschneidenden Reduzierung des staatlichen Denkmalschutzes aufgefordert und damit eine Diskussion angestossen, die auch die Archäologie berühren wird.

Ähnlich wie in der Medizin heute über den hypokratischen Eid nachgedacht wird mit der Frage: Muss man nicht in bestimmten Situationen Patienten auch sterben lassen können? bedürfen wir dringend einer Hinterfragung unserer kollektiven Haltung. Eine offene Diskussion dieser sensiblen Frage ist von hoher Bedeutung, sie

entscheidet über unsere Quellen, sie entscheidet über das, was von unserer Vergangenheit überlebt. Nur – wenn wir die Strategien unserer Quellenbewahrung nicht hinterfragen, wenn wir nicht auswerten und über unsere Forschungen berichten, wird uns eine Öffentlichkeit wohl kaum *ad infinitum* tragen.

Meine langen Ausführungen zu den Thesen 3 und 4 könnten fachfremden Kollegen als etwas recht Internes erschienen sein. Damit wäre ich schon beim Stoff meines nächsten Themas, der

## These 5: Wir sollten den Kontakt zu den Nachbarn intensivieren

Die Forderung kollidiert scharf mit unserem fachinternen Selbstbild: denn Prähistoriker sind die quasi personifizierte Interdisziplinarität. Woher rührt dieses selbstgefällige Eigenbild? Einfache Gesellschaften sind stärker als wir Heutigen unmittelbar von der Natur abhängig. Daher gehört die Frage nach der Auseinandersetzung zwischen Mensch und Umwelt, d.h. auch die Untersuchung der Natur und des Naturraumes, selbstverständlich zu unserer Art der Geschichtsforschung dazu. Folglich gehört aus guten inhaltlichen Gründen und gefördert durch den finanziellen Boom unseres Faches der umfangreiche Einsatz von Naturwissenschaften zum selbstverständlichen Repertoire nahezu jeden Projektes. Dies möchte niemand von uns mehr missen, und es führt unmittelbar zu unserem Selbstverständnis als ausnehmend interdisziplinär tätige Disziplin.

Das Problem unserer Selbstsicht wird rasch deutlich, wenn man einmal die Kollegen der eigenen Fakultät fragt, wie intensiv sie denn mit Prähistorikern zusammenarbeiten, ob sie gemeinsame Themen und Interessen haben, ob sie über die aktuellen Diskussionen bei uns informiert sind. Ich habe den Verdacht, dass unser Fach mancherorts in Gefahr ist, seine notwendige Rückbindung in die Geisteswissenschaften und ihren Diskurs zu verlieren. Unsere grossen Projekte, die hohe fachinterne Spezialisierung, auch die uns durch ihr rasches Wachstum überwältigende Fülle neuer Informationen haben das Fach vorwiegend selbstreferenziell arbeiten lassen. Das war in den Anfängen unserer Disziplin einmal anders. Dass dabei beide Partner etwas verlieren, möchte ich exemplarisch am Stichwort «Postmoderne» sichtbar machen. Während wir positivistisch mit dem Sammeln von Fakten beschäftigt waren, haben viele benachbarte Geisteswissenschaften in den vergangenen Jahrzehnten eine intensive Diskussion um die Möglichkeit objektiver Erkenntnis durchlebt bis durchlitten. Kurz skizziert: Geschichte ist immer nur überlieferte Geschichte – wer ist schon dabei gewesen? –, und die Quellen sprechen letztlich nicht selbst. Geschichte ist also immer wieder neu zu erzählen. Ist da, so die Kernfrage jener Diskussion, objektive Geschichtsschreibung, historische Wahrheit überhaupt möglich? Postmoderne Autoren haben diese Frage weitgehend verneint. Ähnliche Diskussionen kennen wir aus der Ethnologie: dem zuversichtlichen Paradigma Malinowskis – der teilnehmenden Beobachtung – und dem Glauben an die objektive Überlieferung der verschwindenden Kulturen zu Beginn des 20. Jahrhunderts folgte später die Erkenntnis, wie subjektiv die Berichte der Feldforschenden sind. Manche Ethnologen haben daraus die Konsequenz gezogen, dass Ethnologie vor allem Aussagen über Ethnologen macht, kaum über die besuchten Völker. Eine solche Debatte könnte auch an die Prähistorie herangetragen werden, und in England erleben wir sie tatsächlich in einigen extremen Positionen innerhalb der theoretischen Schule der sog. «Postprozessualen Archäologie». Die Teilhabe daran würde uns wieder mit aktuellen Diskussionen der Nachbarfächer verbinden und uns zugleich lehren, Spezifika des eigenen Faches schärfer zu sehen und wieder dort einzubringen. So erschiene es mir anregend, in dieser Diskussion über die besondere Authentizität unserer Quellen nachzudenken, denn die Pfahlbauten, die Schichten und Gruben, die Scherben und Knochen sind ja zunächst nicht Nachrichten aus zweiter Hand, also nicht Texte über Texte, sondern wirklich da, anfassbar.

Bei unseren Nachbarn haben solche Diskussionen tiefe Reflexionen über den Charakter ihrer Quellen, ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse und deren Darstellung ausgelöst – was es heisst, Geschichte zu schreiben und über Fremde zu berichten. Auch wir haben dieses Problem, oft ganz praktisch: Wie etwa mache ich verantwortungsbewusst eine Ausstellung? Es lohnt, über solche Themen nachzudenken, und es geht dabei um mehr als die Frage der Vitrinengestaltung und der optimalen Ausleuchtung. Mich würde es nicht überraschen, wenn Prähistoriker angesichts der Diskussion bei den Nachbarn – aber auch angesichts einer bildmächtigen Rekonstruktionsindustrie namens «Hollywood» – wieder von multimedialen Inszenierungen Abstand nehmen würden, und das authentische Zeugnis der Vergangenheit, nackt und bloss sozusagen, in den Mittelpunkt stellen möchten, oder gegen den Trend zur Virtualität Ausstellungen erdenken, die zusätzlich an andere Sinne wie Hören, Riechen und Anfassen adressieren und wieder die persönliche Vermittlung durch den «Geschichtenerzähler» in den Mittelpunkt stellen.

Eine wieder verstärkte Teilhabe am Diskurs der Geisteswissenschaften würde helfen, sich selbst des besonderen Beitrags unseres Faches bewusster zu werden, unsere Fragestellungen zu justieren und zugleich unseren spezifischen Beitrag wieder besser nach aussen zu vermitteln. Dazu gehört für mich auch unser besonderes

Verhältnis zu den Naturwissenschaften, das eben entschieden mehr ist als «häufig ein paar teure Labors zu beschäftigen»: In ihren Bemühungen, die Aufgabe der Geschichte von denen der Naturgeschichte abzugrenzen, haben viele Historiker – man zitiert hier gerne Wilhelm Dilthey, findet ähnliches aber auch in Jacob Burckhardts «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» oder in Johann G. Droysens «Historik» – die Frage nach den Regeln als das grosse Thema der Naturwissenschaften umrissen, die Frage nach dem Besonderen als das Thema der Geisteswissenschaften. In diesem Spannungsfeld bewegen wir Archäologen uns energisch in der Mitte: Wir benötigen, um das Besondere überhaupt erkennen zu können, das Wissen um die Regeln. Wenn es denn allgemeingültige Regeln menschlichen Verhaltens und der Selbstorganisation menschlicher Gemeinschaften gibt, dann wollen wir darüber wissen und sind insofern Naturwissenschaftler. Die Vielfalt der Erscheinungen, die wir weltweit und in grosser Zeittiefe beobachten können, lehrt uns, dass es neben den Regeln Individuelles gibt; wollen wir über dieses «Besondere» wissen, dann sind wir Geisteswissenschaftler. In dieser Dualität – mit beiden Füssen fest in beiden Sphären – liegt vielleicht unser Besonderes, und damit eine besondere Kompetenz. Innerhalb der historisch orientierten Geisteswissenschaften sind wir die Disziplin, die in besonderer Weise nicht nur Erfahrungen im Dialog mit den Naturwissenschaften hat, sondern sogar selbst in naturwissenschaftlichem Sinne fragt – aber wir sind eben auch Historiker und damit für die historisch orientierten Naturwissenschaften die Brücke in die Geisteswissenschaften. Nur im Dialog mit unseren Nachbarn ist solches erfahr- und vermittelbar.

Was ich hier forschungszentriert formuliert habe, scheint mir Teil eines umfassenderen Themas zu sein. Daher meine

## These 6: Wir sollten den Kontakt zur Gesellschaft bewahren

Ein Blick zurück in unsere Forschungsgeschichte macht schnell deutlich, was ich meine: Die Ur- und Frühgeschichte hat ehedem Antworten auf Fragen gegeben – oder es zumindest versucht –, die die Gesellschaft bewegt haben: Im 19. Jahrhundert, in dem manche weiterhin auf Grundlage der Bibel den Tag der Schöpfung im 5. Jahrtausend v.Chr. fixierten und andererseits Charles Darwin die allmähliche Evolution alles Lebenden aufzeigte, brachte die Ur- und Frühgeschichte, exemplifiziert am Fund des Neanderthalers, den wissenschaftlichen Nachweis um das unbiblisch hohe Alter der Menschheit und um die Evolution auch unserer eigenen Gattung in den gesellschaftlichen Diskurs ein. Die Entdeckung, der Nachweis von Authentizität und hohem Alter der paläolithischen Höhlenkunst am Ende des 19. Jahrhunderts ist im Zeitalter eines blühenden Kolonialismus ein energischer Beitrag zur Frage, ob denn das einfache Leben tatsächlich einfach sei und primitiv, ein Thema ebenso der Völkerkunde und etwas später der zeitgenössischen Kunst.

Die Archäologie heute hingegen erscheint – wie vielleicht auch manch andere Wissenschaft, doch das ist nicht mein Thema – in starkem Masse mit sich selbst beschäftigt, unsere ehrenwerten Gründe dafür habe ich skizziert.

So haben wir eine intensive Diskussion um die Stellung der Frau in der Gesellschaft erlebt, bis hin zur Etablierung der «gender studies» an vielen Universitäten. Der Beitrag meines Faches dazu ist marginal, obwohl wir gefragt sind, denn der hier in Basel von Johann Jakob Bachofen aufgeworfene Begriff «Matriarchat» zielt ja wohl in unsere Zeit-Domäne.

Ein akutes Problem in unserer Gesellschaft ist die Altersvorsorge (AHV-Anpassung, Rentenreform) und damit verbunden die Frage nach dem Umgang mit alten Menschen. Zu der in diesem Kontext immer wieder geäusserten (falschen!) These einer Überalterung unserer Gesellschaft könnten Prähistoriker kommentierend beitragen.

Wir haben – ausgehend von Biologen und den neuen Möglichkeiten, alte menschliche Erbsubstanz zu untersuchen – unlängst weltweit eine Diskussion erlebt unter dem Stichwort «Out of Afrika», also zu der Frage, ob die heutigen Menschen wirklich aus Afrika stammen. Fachinterne Kommentare sind mir sehr wohl bekannt, aber kaum öffentlichkeitswirksame. Wie kann es angehen, dass wir dieses Feld der DNA-Analyse überlassen haben, d.h. letztlich den Argumenten der Rasse? Waren wir nicht zu der Überzeugung gekommen, dass das Wesentliche des Mensch-Seins die Kultur sei, die Antwort auf diese in der Tat spannende Frage also aus der Archäologie kommen müsse?

Die Stichworte «Klimakrise», «Erwärmung», «globaler Anstieg der Meeresspiegel» etc. sind weitgehend ohne uns diskutiert worden. Befremdlich, dass wir als Fachleute für die langen Zeiträume hier naturwissenschaftlichen Hochrechnungen und Prognosen das Feld der Folgenabschätzung überlassen. Der klug-frappante Buchtitel des Historikers Christian Pfister «Wetternachhersage» zeigt, was wir in solche Diskussionen einzubringen hätten: statt Hochrechungen erzählen, wie's gewesen ist.

Gerade in der Formierung eines «globalen Marktes» und eines «vereinten Europas» erleben wir das verstärkte Bedürfnis vieler Menschen nach regionaler Identität. Auch heute wird, oft ohne Zutun der Archäologen, in Gefühle von Identität und Heimat Archäologisches eingebunden. In Grossbritannien spielen bei der Rekreierung

der Landesteile Wales, Schottland und England archäologische Denkmale eine Rolle, der Megalith-Ring von Stonehenge ist vielen eine wichtige Pilgerstätte. In Baden-Württemberg verstehen sich viele Menschen als Nachfahren der frühmittelalterlichen Alemannen, ihre Erforschung gilt als «Archäologie eines lebendigen Volkes». Diesen Gebrauch von Archäologie müssen wir reflektieren und kritisch begleiten.

Damit fordere ich nicht dazu auf, sich dem Zeitgeist kritiklos zu ergeben. Wie für jedes Fach gibt es auch für uns weiterhin die Notwendigkeit zu fachimmanenter Grundlagenforschung, und in bestimmten historischen Situationen ist eine Haltung heroischer Verweigerung durchaus ehrenvoll. Aber daraus abzuleiten, dass Wissenschaftler grundsätzlich die Fragen ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft ignorieren sollten, schiene mir verfehlt. Im Gegenteil: Die Wahrnehmung neuer Fragen hat die Wissenschaft schon immer beflügelt.

Ich komme zu einer Bilanz: unser junges Fach hat sich in knapp einem halben Jahrhundert erfolgreich universitär wie gesellschaftlich etabliert und zugleich einen ungewöhnlichen Zugewinn an Quellen, Methoden und Wissen erarbeitet. Doch nicht jede dabei angelegte Entwicklung sollte unreflektiert fortgeschrieben werden. Daher rege ich für die nächste Ära des Faches an: mehr Deuten als Sammeln, mehr Vielfalt in unsere Fragestellungen und vielfältigere Spezialisierungen als bisher. In unserem Umfeld sind indes Dinge diskutiert worden, die wir stärker wahrnehmen könnten. Den Dialog mit den universitären Nachbarn wie der Gesellschaft wieder zu forcieren, halte ich für eine wichtige Aufgabe, um dort zu lernen und um die seriöse Aufgabe wie das besondere Erkenntnispotential unseres Faches besser zu transportieren.

*Frank Siegmund*
*Seminar für Ur- und Frühgeschichte*
*Petersgraben 11*
*4051 Basel*
*e-mail: Frank.Siegmund@unibas.ch*

## *Angesprochene Literatur*

*Zur Geschichte des Basler Seminars:* L. Berger, Rudolf Laur-Belart (1898–1972) †. JbSGUF 58, 1974/75, 219; L. Berger u.a. (Hrsg.), Festschrift Elisabeth Schmid zu ihrem 65. Geburtstag (Basel 1977); L. Berger, Rudolf Laur-Belart. In: Neue deutsche Biographie 13, 1982; L.R. Berger, 30 Jahre Jüngere und Provinzialrömische Abteilung des Seminars für Ur- und Frühgeschichte. UniNova 66, 1992, 12; Römerstadt Augusta Raurica (Hrsg.) Mille Fiori. Festschrift für Ludwig Berger zu seinem 65. Geburtstag. Forschungen in Augst 25 (Augst 1998); K. Schefold, Rudolf Laur-Belart als Gelehrter. In: E. Schmid/L. Berger/P. Bürgin (Red.) Provincalia. Festschrift für Rudolf Laur-Belart (Basel, Stuttgart 1968) XXVI–XXIX; J. Schibler, Zum Andenken an Frau Prof. Dr. Elisabeth Schmid. JbSGUF 77, 1994, 227. – Zu den Kantonsarchäologien in der Schweiz: J. Bill, Die archäologische Denkmalpflege in der Schweiz. Arch. Nachrichtenbl. 3, 1998, 156–161 (man vergleiche die übrigen Beiträge in diesem Heft). – Zur universitären Fachgeschichte in Deutschland: U. Sommer, The teaching of archaeology in West Germany. In: H. Härke (ed.) Archaeology, ideology and society: the German experience (Frankfurt u.a. 2000) 202–239. – Zu den Berufsperspektiven in Deutschland: H. Ament, Ergebnisse einer Umfrage zur Beschäftigungslage von Absolventen des Studiums der Ur- bzw. Vor- und Frühgeschichte sowie verwandter Fächer. Arch. Inf. 17 (1) 1994, 119–121; M. Schmaedecke, Umfrage zur Berufssituation der im Fach Archäologie tätigen Mitglieder mit abgeschlossenem Fachstudium. Arch. Inf. 21 (2) 1998, 335–341; vgl. auch die Diskussion in: Arch. Nachrichtenbl. 4, 1999, 123–188. – Zur Diskussion um die Reduktion des staatlichen Denkmalschutzes vgl. z.B.: Die Zeit 19.4.2000, 45f.; Die Zeit 25. Mai 2000, 46f.; Neue Zürcher Zeitung 13./14. Mai 2000, 99; Basler Zeitung 5.8.2000, 15. – Weiterhin im Text erwähnt: H. Ament, Die Wissenschaft «A.» oder die Schwierigkeit, ein Fach zu benennen. Arch. Nachr.bl. 1, 1996, 5–8. – H. Boockmann, Göttingen. Vergangenheit und Gegenwart einer europäischen Universität (Göttingen 1997) 61. – J. Hoika, Archäologie, Vorgeschichte, Urgeschichte, Frühgeschichte, Geschichte. Ein Beitrag zu Begriffsgeschichte und Zeitgeist. Arch. Inf. 21(1) 1998, 51–86; vgl. ebd. 22 (1) 1999, 21–40. – W.E. Stöckli, Bodendenkmalpflege als Beruf – Ein Ausbildungsziel für Universitäten? Arch. Nachrichtenbl. 4, 1999, 168–170. – W. Eberl/R. Kleeberg (bearb.) Denkmalschutzgesetze. Schriften des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 54 (Bonn 31997).